

Thomas Kesselring

Bildung und Bullshit. Wenn Wesentliches unwesentlich wird

Dieser Text fragt nach der Bedeutung der „Bullshit“-Metapher, nach den Motiven für die weite Verbreitung von „Bullshit“ und nach den Gründen, weshalb „Bullshit“ auch das Bildungswesen infiziert.

1. Begriffsklärung „Bullshit“

„Bullshit“ lautet der Titel eines bekannten Essays des amerikanischen Philosophen Harry Frankfurt. „Bullshit“ ist natürlich eine Metapher. Wofür steht sie? Es fällt nicht leicht, „Bullshit“ zu verdeutschen. Der Ausdruck „Stierenmist“ ist ungebräuchlich. „Quatsch“ und „leeres Gerede“ treffen das mit dem englischen Ausdruck Gemeinte nur sehr ungenau.

Laut Harry Frankfurt fallen unter die Kategorie „Bullshit“ Äußerungen, die an eine Lüge grenzen, aber doch keine Lüge sind. Frankfurt diskutiert mehrere Beispiele. Als Erstes das Blödeln, den Austausch von Belanglosigkeiten, den Small Talk. Mit Lügen hat all das jedoch wenig zu tun – so wenig wie der Flirt. Als Zweites philosophiert er über den Bluff. Für viele Autoren trifft dieser die Bedeutung von „Bullshit“ am besten.

Die Ausführungen Frankfurts sind differenzierter. „Bullshitten“, schreibt er, stehe zwar „dem Bluffen näher als dem Lügen.“¹ Dennoch sei zwischen „Bullshit“ und Bluff zu unterscheiden: „Bullshit“ wiege schwerer als Bluff, und zwischen beiden bewege

sich die Lüge. Wenn jemand offensichtlich blufft – so Frankfurt –, dann wenden wir uns einfach ab oder heben die Schultern. Würden wir hingegen belogen, so fühlten wir uns verletzt. Eine Lüge wiege deshalb schwerer als Bluff. „Bullshitten“ sei allerdings noch gravierender. Laut Frankfurt „fördert das Lügen nicht in derselben Weise die Unfähigkeit zur Wahrheit, wie dies für das Bullshitten gilt.“ Wer lüge, halte zumindest an der Differenzierung zwischen wahr und falsch fest. Wer sich dagegen auf das „Bullshitten“ verlege, riskiere, dass „seine normale Wahrnehmung der Realität (...) verlorengehen“ könne. Deshalb sei „Bullshit ein größerer Feind der Wahrheit als die Lüge.“²

„Bullshit“ steht also für das Gerede, dem man sich hingibt, ohne der Unterscheidung zwischen wahr und falsch Beachtung zu schenken. Solches Gerede gleicht heißer Luft, die man ausatmet; oder einer warmen körperlichen Ausscheidung ohne Form und Gehalt – *Bullshit* eben.

Ein häufiges Motiv, „Bullshit“ zu reden, ist laut Frankfurt der weit verbreitete „Skeptizismus, der uns die Möglichkeit eines zuverlässigen Zugangs zur objektiven

Realität abspricht und behauptet, wir könnten letztlich gar nicht erkennen, wie die Dinge wirklich sind.⁴³ Dieser Skeptizismus wird zwar oft mit dem Argument begründet, unsere Wirklichkeit sei perspektivisch und die Dinge präsentierten sich aus jeder Perspektive anders. So wie der räumliche Blickwinkel vom Standort, den wir einnehmen, hängt die Perspektive, aus der wir einen Sachverhalt beurteilen, immer auch von unserer Erfahrung und Vorbildung ab. Es wäre aber verfehlt, daraus zu folgern, es gebe keinen verlässlichen Zugang zur Realität und also keine Wahrheit. Wir setzen uns ständig mit einer beträchtlichen Perspektivenvielfalt auseinander, und die meisten Perspektiven lassen sich bis zu einem gewissen Grade koordinieren: Alles, was wir über die Wirklichkeit wissen, verdanken wir einer Koordination von Informationen, die wir entweder selbst oder die andere Personen unter ihrer jeweiligen Perspektive gewonnen haben. Gäbe es keine Wahrheit, so wäre auch die Aussage, *dass es sie nicht gibt*, nicht wahr.

„Bullshit“ entsteht also in Sätzen wie: *Jeder Wahrheitsanspruch ist unberechtigt!* Oder: *Wahrheit ist immer geschichtlich bedingt!* Oder: *Wissen hat eine zunehmend kürzere Halbwertszeit!* Diese Sätze beziehen sich alle auch auf sich selbst und negieren damit ihren Wahrheits- und Wissensanspruch. Wissen ist, nach Platon, wahres, wohl begründetes Meinen. Wenn Wissen generell rasch veraltet, dann auch das Wissen darum, *dass* Wissen rasch veraltet. Der Relativist verwickelt sich unvermeidlich in Widersprüche.

Hat man es erst einmal geschafft, die Unterscheidung zwischen wahr und falsch zu suspendieren, so kann man fortfahren und sich von weiteren wichtigen Wert-Unterscheidungen verabschieden, etwa derjenigen zwischen *wesentlich* und *unwesentlich* oder zwischen *gut* und *schlecht*. Dabei gerät man wiederum leicht in Widersprüche. Das zeigt sich in Einstellungen,

die sich in Aussagen übersetzen lassen wie: *Es ist gut, wenn man nicht klar zwischen gut und schlecht unterscheidet.*

Solche Widersprüche treten deshalb ein, weil bestimmte Wert-Unterscheidungen unhintergebar sind. Man muss sie also voraussetzen, um den Gedanken ihrer Ungültigkeit auszusprechen. Wer diese Wert-Unterscheidungen in Frage stellt, handelt wie jemand, der seinen Kompass wegwirft, statt ihn zur Orientierung zu benutzen und im Bedarfsfall zu justieren. Was man zustande bringt, wenn man diesen Kompass in die dunkelste Kellerecke verbannt, ist meistens nicht viel mehr als – *Bullshit*.

2. Was ist *Bildung*?

Jede Generation mag für sich selbst bestimmen, was sie unter Bildung verstehen will. Dennoch ist das Ergebnis dieser Begriffsklärung nicht beliebig. Zur Bildung gehört etwa die Ausbildung von Fähigkeiten, die für ein gelingendes Zusammenleben wesentlich sind. Bildung umfasst insbesondere Fähigkeiten, wie vernünftige Entscheidungen zu fällen, klar zu urteilen und die getroffenen Entscheidungen konsequent sowie rücksichtsvoll zu verwirklichen. Bildung beinhaltet also auch Verantwortungsfähigkeit. Man kann dies, unter Abwandlung eines Satzes von Immanuel Kant, auch so formulieren: Verantwortungsfähigkeit ohne klares Urteil ist blind, und ein klares Urteil ohne Verantwortungsfähigkeit ist leer. Da Verantwortungsfähigkeit Eigenverantwortlichkeit einschließt, ist auch sie ein Bildungsthema. Letztlich kann sich nur jeder selbst bilden. Ich kann dies genauso wenig für einen anderen tun wie dieser für mich.

Dem entspricht das Kantische Verständnis von Pädagogik. Aufklärung, schrieb Kant fünf Jahre vor Ausbruch der Französischen Revolution, ist „der Ausgang des

Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit“. Unmündig ist, wer andere Menschen für sich denken lässt – einen Arzt, einen Seelsorger, einen Anwalt...⁴ Und inwiefern ist Unmündigkeit selbstverschuldet? Kant dazu wörtlich: „Faulheit und Feigheit sind die Ursachen, warum ein so großer Teil der Menschen, nachdem sie die Natur längst von fremder Leitung frei gesprochen (...), dennoch gerne zeitlebens unmündig bleiben“.⁵

In seinen pädagogischen Schriften tritt Kant konsequent für eine Erziehung zur Autonomie ein. Selbstbestimmung gedeiht weder durch Drill noch durch eine Pädagogik des Wegschauens; weder durch Gängelung noch durch eine Haltung der Indifferenz. Eine Erziehung zur Autonomie muss Indoktrination genauso vermeiden wie Laissez-Faire, „Grenzen ohne Freiheit“ genauso wie eine Methode der „Freiheit ohne Grenzen“.⁶

Wie steht es heute um das Erbe der Aufklärung und um das Ziel, autonome Persönlichkeiten heranzubilden? Wir leben in der privilegierten Situation, nicht nur von Spezialisten aus verschiedensten Fachgebieten umgeben zu sein, sondern zudem einen wachsenden Teil unserer Denkprozesse an clevere, vielseitige Maschinen delegieren zu können. Mit dem Internet steht uns ein gigantisches, stetig wachsendes Reservoir an Daten zur Verfügung. „Big Data“ hat aber auch eine Kehrseite: Weder der PC noch das Internet entscheidet für uns darüber, was wichtig oder unwichtig, wahr oder falsch, gerecht oder ungerecht ist. Computer operieren algorithmisch. Anders als Fachpersonen aus Fleisch und Blut, haben künstliche Intelligenzen keinen freien Willen.

So wie mechanische Apparate unsere *körperliche Arbeit*, die sie anfangs erleichterten, zunehmend ersetzen,⁷ erleichtern und ersetzen Computer die *Kopfarbeit*. Eine Zeitlang war der Mensch ein „Gerät neben Geräten“, dann ein „Gerät für

Geräte“.⁸ Computer, die unsere elektronischen Surfbewegungen aufzeichnen, sind nicht mehr nur Datenspeicher und Datenverarbeitungs-Maschinen, sondern auch Organe des „Großen Bruders“, der uns aushorcht und der unsere Vorlieben und Entscheidungen immer genauer voraussieht. „Was bedeutet es (...) für unsere künftige Einschätzung der eigenen Willensfreiheit“ – so fragte der FAZ-Herausgeber Frank Schirrmacher in einem seiner letzten Bücher –, „wenn wir erkennen müssen, dass der Computer vor uns gewusst hat, was wir wollen werden?“⁹ Es bedeutet, dass nicht mehr nur unsere körperlichen Fähigkeiten „antiquiert“ sind, wie es Günther Anders ausdrückte,¹⁰ sondern auch die geistigen. Und dies wiederum heißt, das aufklärerische Bildungsideal ist Makulatur.

In die gleiche Richtung weist der Umstand, dass wir unsere vergleichsweise prekären Gedächtnisleistungen zunehmend auf Festplatten „outsourcen“. Ihr Speichervolumen erscheint zwar fast grenzenlos, nicht aber ihre Haltbarkeitsdauer. Über sie herrscht beklemmende Ungewissheit. Der österreichische Romancier und Philosoph Robert Menasse betrachtet die Gegenwart als Ära der „Abklärung“.¹¹ Nicht, dass wir besonders „abgeklärt“, stoisch oder genügsam geworden wären. Nein, der einstige Schwung nach oben – die Aufklärung – ist in eine Abwärtsbewegung übergegangen.

3. Weshalb ist „Bullshit“ heute so weit verbreitet?

Damit nähern wir uns der Frage nach den Gründen der doch beträchtlichen Resonanz, die Frankfurts Begriffsanalyse zum „Bullshit“ ausgelöst hat. Diese dürfte sich der Tatsache verdanken, dass die Produktion von „Bullshit“ heute geradezu boomt. Frankfurt nennt dafür zwei Motive: Auf der einen

Seite haben die erwähnten Formen von Relativismus und Wahrheits-Skeptizismus Hochkonjunktur. Auf der anderen Seite reden Menschen gerne über Themen, in denen sie sich nicht gut auskennen. Frankfurt hält dies für eine Nebenfolge demokratischer Entscheidungsprozesse:¹² Als Politiker und Stimmbürger sind wir aufgerufen, über Fragen mitzuentcheiden, über die wir nur mangelhaft Bescheid wissen. Es gehört zu den Regeln der Demokratie, dass wir vor politischen Wahlen und Abstimmungen mit Wahlpropaganda eingedeckt werden. – Liegt der Hang zur „Bullshit“-Produktion also in der Demokratie begründet? Das ist vielleicht nicht rundweg falsch, aber doch im großen Ganzen unplausibel. Diktaturen pflegen einen noch viel fahrlässigeren Umgang mit den Unterscheidungen wahr-falsch, wesentlich-unwesentlich, gerecht-ungerecht.

Frankfurt scheint etwas Wichtiges zu übersehen und gerät deshalb auf eine falsche Fährte. Das Wort „Marketing“ begegnet uns in seiner Abhandlung nicht ein einziges Mal. Propaganda, Werbung, Marketing sind heute aber praktisch omnipräsent. Ständig sind wir Appellen ausgesetzt, die Konsumgelüste in uns wecken sollen. Marktwirtschaftliche Strategien infiltrieren auch das zwischenmenschliche Verhalten – etwa wenn es vom erhofften „Mehrwert“ abhängt, mit wem wir uns befreunden; oder wenn wir das Verständnis unserer sozialen Rolle am Modell eines Unternehmens orientieren: Die „Ich-AG“ überlebt nur dank aktiver Selbstvermarktung.

Dies führt uns zurück zum Thema Bluff: Wie lassen sich Selbstvermarktung, Selbstdarstellung und Bluff voneinander abgrenzen? In allen drei Fällen erscheint die wahr-falsch-Unterscheidung nebensächlich. Der Bluffer will nicht überzeugen, sondern überreden, verführen, bezirzen. Es gibt subtilere und weniger subtile Formen der Selbstanpreisung. Je charmanter die Tricks, desto erfolgreicher das Marketing.

Mit *Story telling* zum Beispiel sichern wir uns ein hohes Maß an Aufmerksamkeit. Eine Geschichte braucht nicht wahr zu sein, wenn sie nur gefällt und berührt!

Marketing gilt als gelungen, wenn es zur Umsatzsteigerung beiträgt. Welchen Werten aber ist Marketing verpflichtet? Vermutlich keinen, zumindest keinen, über die es einen Konsens gäbe. Als Gegenstand eines Geschäfts kommt alles Beliebige in Frage, einschließlich Waffen, Geldwäscherei, Drogen. Ebenso dienen der Gewinnmaximierung die unterschiedlichsten Strategien: Modisches Produkte-Design etwa bewirkt, dass bei einer Änderung der Mode manche Besitzer ihr Auto, ihre Brille, ihre Armbanduhr alsbald auswechseln. Bei Produkten, von denen Konsumenten süchtig oder abhängig werden, ist der Verkauf garantiert. Und er steigt bei Gebrauchsgütern, wenn sich ihre Haltbarkeit durch eingebauten Verschleiß verkürzt.¹³

Die Frage liegt nahe, worin eigentlich der „Mehrwert“ unserer Fixierung auf den „Mehrwert“ liegt. In den Worten Hannah Arendts: Was ist der Nutzen der Nutzenorientierung?¹⁴ Bedenkenswert die Antwort Eugène Ionescos: „Wer (...) die Nutzlosigkeit des Nützlichen nicht begreift, begreift die Kunst nicht. Ein Land, in dem man die Kunst nicht begreift, ist ein Land von Sklaven und Robotern.“¹⁵ – Die Unterordnung von Wertfragen unter den Nutzen-Gesichtspunkt dürfte mindestens zum Teil die heute in Bezug auf Werte herrschende Konfusion erklären.

Der Markt verrät nur den Preis, nicht den Wert einer Sache. Der Konsument muss selbst entscheiden, was für ihn wertvoll ist und was nicht. Doch woher nimmt er seine Wert-Überzeugungen? Wohl kaum aus der Werbung. Ein verlässliches Wertesystem kann sich nur aneignen, wer mündig ist, und das heißt, wer sich von „Bullshit“ nicht bluffen lässt.

Will man den Bedingungen, die die Erzeugung von „Bullshit“ begünstigen,

ernsthaft auf den Grund gehen, sollte man weder bei den Gepflogenheiten der Demokratie noch beim Marketing stehen bleiben, sondern eine Etage tiefer steigen: „Bullshit“ prosperiert da am besten, wo wir uns Wettbewerbszwängen ausgesetzt sehen – also nicht nur in Politik und Wirtschaft.

Für die Wirtschaft ist Wettbewerb unerlässlich. Er stimuliert die Leistung und fördert Innovation. Trotzdem sind die Lobeshymnen auf den Wettbewerb aus mehreren Gründen problematisch. Erstens gibt es auch destruktive Wettbewerbe – den Boxkampf zum Beispiel:¹⁶ Hier werden alle Beteiligten außer dem Gewinner k.o. geschlagen. Andere Beispiele sind private Autorennen auf öffentlichen Straßen, Wettsaufen, Russisches Roulette und immer mehr auch der *Run* auf zunehmend knappe Ressourcen, landwirtschaftliche Flächen etwa oder Wasser.

Zweitens führen Wettbewerbe (auch solche, die nicht an sich zerstörerisch sind), je nachdem, mit welchen Anreizen man sie inszeniert, zu kuriosen Resultaten. Ein Beispiel ist der „Kobra-Effekt“:¹⁷ Im kolonialen Indien wurde die Bevölkerung dazu aufgerufen, Giftschlangen zu bekämpfen: Für jedes tote Exemplar winkte eine lukrative Prämie. Das Ergebnis war nicht die Tilgung der Giftschlangen, sondern im Gegenteil ihre massenhafte Züchtung.

Gegen die Verabsolutierung des Wettbewerbs spricht noch ein dritter, grundsätzlicher Einwand: Der Evolutionstheorie entnehmen wir die Botschaft, dass in der Natur überall gnadenloser Wettkampf herrsche. Wenn dem aber so wäre, würde die Entstehung von Kooperation zum Rätsel. Ohne Kooperation gäbe es keine menschliche Kultur. Lebewesen, die permanentem Konkurrenzkampf ausgesetzt sind, behelfen sich mit mannigfaltigen Strategien der Tarnung, Camouflage, Irreführung, Täuschung und des Bluffs. Damit wird eine weitere, für die menschliche Zivilisation

grundlegende Errungenschaft rätselhaft: Wie hat sich eine auf Wahrheit ausgerichtete Kommunikation entwickeln können?

Auf dieses Rätsel hat bereits ein junger deutscher Zeitgenosse Darwins aufmerksam gemacht. Im Interesse der Selbsterhaltung benutzen Individuen ihren „Intellekt zumeist nur zur Verstellung“, gab er zu bedenken. „Woher [also], in aller Welt, bei dieser Konstellation der Trieb zur Wahrheit!“¹⁸

Dieser junge Mann hieß Friedrich Nietzsche. Er selbst beantwortete die Frage mit dem Hinweis, dass die Menschen „wenigstens das allergrößte bellum omnium contra omnes“ überwinden wollten. Das sei „der erste Schritt zur Erlangung jenes rätselhaften Wahrheitstriebes“ gewesen.¹⁹ Diesen sogenannten Trieb betrachtete Nietzsche allerdings mit tiefem Argwohn, wobei er den naheliegenden Schluss, den er aus seiner Antwort eigentlich hätte ziehen müssen, übersah: *Zivilisierte Formen des Wettbewerbs entstehen nur auf der Grundlage von Kooperation*. Damit ein Wettbewerb fair und friedlich bleibt, müssen die Beteiligten gewisse Regeln einhalten, die für alle gelten. Wer ausschließlich oder überwiegend auf den Wettbewerb statt auf Kooperation setzt, unterminiert die Basis, auf der allein Wettbewerbe gesittet ablaufen.²⁰

4. Wie kommt „Bullshit“ ins Bildungswesen?

Auch im Bildungswesen spielt der Wettbewerb eine eminente Rolle, und zwar auf allen Ausbildungsniveaus. Im Bereich der Hochschulen sind die Auswirkungen besonders gut sichtbar: Der Bologna-Prozess hat zu einer Angleichung der Universitäten und Fachhochschulen an wirtschaftliche Unternehmen geführt. Der Rektor verwandelte sich in einen CEO, der Dozent in einen Angestellten und der Student einerseits in einen Kunden, der

den Lernstoff konsumiert, andererseits in sogenanntes „Humankapital“, das für die Wirtschaft bereitgestellt wird. Der Unterricht mutierte damit zu einem Produktionsvorgang und das Examen zur Produkte-Evaluation.

Firmen sollten möglichst dauernd innovativ sein. Das gilt auch für Bildungsinstitutionen, nur dass man hier lieber von Reformen als von Innovationen spricht. Reformen im Bildungswesen jagen sich und halten Lehrende wie Lernende auf Trab. Darunter leidet zwangsläufig das sogenannte „Kerngeschäft“.

Ähnlich wie Automobilkonzerne stehen Universitäten in Konkurrenz zueinander. Automobilfirmen konkurrieren um Absatzmärkte, Hochschulen um Exzellenz. Natürlich ist gegen Qualitätsvergleiche zwischen tertiären Ausbildungs- und Forschungsinstitutionen nichts einzuwenden, wenn sie seriös durchgeführt werden und zu echter Qualitätsverbesserung beitragen. Es gibt aber keinen allgemeingültigen Maßstab, um die Qualität der Lehre zu messen, und keinen, um Relevanz und Originalität von Forschung numerisch zu erheben. Vergleiche konzentrieren sich statt dessen auf quantifizierbare Aspekte – die Summe eingeworbener Drittmittel etwa oder die Menge an Publikationen – doch diese sind für die Qualität von Lehre und Forschung kaum relevant. Publikationen werden nach der Anzahl Seiten gewichtet und mit einem „Impact-Factor“ multipliziert, der sich aus dem *Ranking* der *Journals* ergibt. Dieser Faktor ist für Publikationen in der eigenen Hauszeitschrift meist am geringsten. Wie man sich seine Lorbeeren dennoch ganz einfach verdienen kann, zeigt das Beispiel Brasilien: Dort publizieren die Forscher aus Porto Alegre ihre Artikel mit Vorliebe in den *Journals* der Universität von São Paulo und umgekehrt.

Auch die Wissenschaftler selbst stehen zueinander in Konkurrenz: Wer veröffentlicht mehr, wer wird häufiger zitiert, wer

wird sogar von Koryphäen zitiert? Im Treibhausklima dieses Wettbewerbs sprießen zwangsläufig sogenannte Zitierkartelle – Zusammenschlüsse von Akademikern, die sich gegenseitig so fleißig wie möglich zitieren. Je aktiver das Kartell, desto höher die Chancen der Mitglieder, in der Hierarchie aufzusteigen. Dass ein Artikel zitiert wird, heißt allerdings nicht unbedingt, dass er auch gelesen wurde: „[D]ie meisten Arbeiten werden (...) ungelesen zitiert“, vermutet der schweizer Ökonom M. Binswanger.²¹

Dass im Wissenschaftsbetrieb Bluff und Hochstapelei florieren, erstaunt unter diesen Umständen kaum. Ihre primitivste Form ist das elektronische Kopieren von Textpassagen ohne Quellenangabe. Dies kommt inzwischen so häufig vor, dass die Korrektur studentischer Arbeiten durch einen Plagiats-Check ergänzt werden muss. Für eine Entdeckung weniger anfällig ist die Strategie, eine wissenschaftliche Arbeit bei einem geübten Schreiber in Auftrag zu geben. Auf den Vorwurf, seine Dissertation sei reich an Plagiaten, reagierte der einstige Verteidigungsminister, Karl-Theodor zu Guttenberg, vermutlich deswegen mit Verwunderung, weil er an die Redlichkeit seines Ghostwriters geglaubt hatte.

Die Institutionalisierung des akademischen Wettbewerbs ist im Übrigen nicht kostenneutral: Die Bildungsverwaltung wächst um ein Vielfaches schneller als das Ensemble aller Bildungsinstitutionen. Allein die Bürokratie zur Verteilung der EU-Forschungsgelder soll bis zu vierzig Prozent dieser Gelder verschlingen.²²

Vergleiche zwischen Hochschulen werden durch die Gliederung des Unterrichts in Module erleichtert – in standardisierte Lern-Einheiten mit integrierter Leistungsbeurteilung –, die wie Legobausteine zu einem Ausbildungsgang zusammengefügt werden. Ein Ausbildungsgang gleicht einer Produktionsstraße, an deren Ausgang sogenannte „Kompetenzen“ stehen. Der Aufwand, sie abzuprüfen, ist höher als

früher und trägt zur Aufblähung der Hochschulbürokratie bei. Schwerer wiegen zwei andere Probleme: Erstens lässt sich, was eine Kompetenz ist, nicht klar definieren.²³ Davon abgesehen werden an Prüfungen gar nicht Kompetenzen sichtbar, sondern bestimmte Verhaltensweisen – die Performanz. Die zugrunde liegenden Kompetenzen muss man erschließen. Zweitens lassen sich die meisten Kompetenzen *qualitativ* beschreiben. Messbar sind aber nur *Quantitäten*. Darauf weist selbst der deutsche Wissenschaftsrat hin – mit entwaffnender Offenheit: „Es gibt kein überzeugendes Verfahren zur Kompetenzmessung. (...) Die Akteure und Verantwortlichen des Bologna-Prozesses können nicht aufzeigen, wie Kompetenzen erfasst und geprüft werden – aber alle Lehrenden bescheinigen ebendieses erfolgreiche Gelingen durch das tägliche Ausstellen der Modulzeugnisse“. Der Bildungspublizist Peter Wex, von dem diese Sätze stammen,²⁴ zieht daraus eine bemerkenswerte Konklusion: „Mit Fug und Recht kann man (...) von einem grandiosen Selbstbetrug im ‚Kompetenzzentrum‘ Hochschule sprechen.“²⁵

Als Symptom der Verwischung des Unterschieds zwischen *wahr* und *falsch*, zwischen *wesentlich* und *unwesentlich* ist dieser „Selbstbetrug“ wohl kaum untypisch. Oder ist diese Verwischung umgekehrt Symptom eines „Selbstbetrugs“?

Wie dem auch sei – in der Grundausbildung zeigen sich analoge Entwicklungen. Dass Bildungsqualität nicht objektiv messbar ist, gilt auch für Schulen. Unterricht ist ein Beziehungsgeschehen. Lehrkräfte sollen ihre Schüler fördern und fordern, sie mit Verständnis und Anteilnahme anleiten, ihnen aber gleichzeitig Halt bieten und Grenzen setzen. „Ein Lehrer muss wie ein Künstler sein. Er muss seinen eigenen Stil und seine eigene Stimme finden. Wahre Autorität ist (...) eine Mischung aus Persönlichkeit, Sensibilität, Wissen, Stimmung.“²⁶ Die Qualität von Unterricht

lässt sich nicht auf die Anzahl gelernter Englischvokabeln oder die Geschwindigkeit beim Lösen mathematischer Gleichungen reduzieren. Was immer man misst, es drückt den Wert dessen, was Unterricht leistet, nicht adäquat aus.

Wettbewerb und Konkurrenz nehmen im obligatorischen Schulbereich ebenfalls breiten Raum ein. Das ergibt sich schon aus dem Selektionsauftrag der Schule. Über die Timss- und PISA-Studien hat hier auch das *Benchmarking* – der Qualitätsvergleich zwischen Ländern, Schultypen, Schulhäusern – Einzug gehalten. *Benchmarking*, wird zuweilen behauptet, diene nicht dazu, „Ranglisten der Schulen zu erstellen. Vielmehr sollen die standardisierten Messkriterien ermöglichen, den eigenen Entwicklungsstand durch den Vergleich mit (...) den Werten aller anderen Schulen besser einzuschätzen.“²⁷ Doch Bildungsinstitutionen sind keine Planeten. Ermittelt man die Umlaufgeschwindigkeiten von Planeten, so schickt man sie nicht in einen Wettbewerb. Bei Institutionen ist dies grundsätzlich anders. Misst man die Leistungen von Institutionen, so beeinflusst man sie zugleich. Leistungsmessungen animieren die Betroffenen zu Leistungsvergleichen und zum Wettbewerb. In einem Bericht über Sekundarschulen wird offen propagiert, mit *Benchmarking* solle „ein Lernprozess angeregt werden“.²⁸ Davon profitieren vor allem stärkere Schüler und Schulen des gehobenen Mittelstands. Schwächere Schüler und *Banlieu*-Schulen riskieren, entmutigt zu werden.

Bei der Schülerbeurteilung bedingt das sogenannte *Ranking* klare Vorgaben zu den Lernzielen. Diese wiederum sollen an „Standards“ ausgerichtet werden, „die dann allerdings nicht Bildungs-, sondern Leistungsstandards sind“ – „Fertigungsstandards für Humankapital“.²⁹ Qualitätsmanagement soll die Effizienz steigern helfen: „Wie bei einem Heizungsthermostat, das seinen Wärme-Input gemäss dem

gemessenen Temperatur-Output steuert, soll (...) in Schulen Qualität durch eine Feedbackschleife (...) erhöht werden.“³⁰ Gleichzeitig gilt es, „bei gleich bleibendem Output“ Kosten zu senken.³¹ Dieser Imperativ gefährdet aber, um im Jargon zu bleiben, die Fertigung des Humankapitals.

Die Forderung, Bildungsinstitutionen sollten sich an produktive Unternehmen angleichen, beruht allerdings auf einem Kategorien-Fehler: Bildung hat mit Produktion so wenig zu tun wie eine Schule mit einer Fabrik. Bilden kann sich, wie eingangs erwähnt, letztlich jede und jeder nur selber. Schulen und Hochschulen haben die Aufgabe, den Lernenden – Schülerinnen, Schülern und Studierenden – ein optimales, anregendes Lernumfeld zu bieten. Darüber hinaus ist der Einzelne für seine Bildung selbst verantwortlich. Echte Bildung lässt sich weder erzwingen, noch ist sie das Werk von Entwicklungshilfe durch Dritte. Inszenierte Wettbewerbe tragen nichts zu ihrer Vertiefung bei. – Das alles ist nicht neu. Neu ist vielmehr die Unbekümmertheit, mit der heute der Gegensatz zwischen intrinsischer und extrinsischer Lernmotivation verwischt wird – so wie der Gegensatz zwischen *wahr* und *falsch* oder zwischen *wesentlich* und *unwesentlich*.

Diese Unbekümmertheit zeigt sich auch in der bis weit ins tertiäre Bildungsniveau hinein grassierenden Auffassung, alles sei letztlich relativ, woraus gerne geschlossen wird, es sei gar nicht so unrichtig, wenn man zwischen *richtig* und *unrichtig* nicht mehr richtig unterscheidet... Diese Auffassung ist *Bullshit* – Bullshit mit der Wirkung eines Narkotikums.

Zum Schluss sei hier die Frage aufgeworfen, wo die Verantwortung für die geschilderten Tendenzen liegt. Die Antwort muss wohl lauten: Bei der Gesellschaft insgesamt. Und der Einzelne, was kann er tun? Sie oder er kann sich anpassen oder resignieren... Oder revoltieren. Von

einer Revolte im Bildungswesen spürt man derzeit allerdings nicht viel. Anscheinend hält nur eine sehr kleine Minderheit die gegebene Situation für beunruhigend. Und dies ist daran wohl das Beunruhigendste.

Anmerkungen

- 1 Harry Frankfurt: Bullshit. Frankfurt: Suhrkamp 2006, S. 53.
- 2 Harry Frankfurt, a.a.O., S. 67f.
- 3 Harry Frankfurt, a.a.O., S. 71f.
- 4 Immanuel Kant: Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? (Orig.Dez.1783). Kant, Werke in 10 Bänden, hrsgg. von Wilhelm Weischedel, Band. 9, S. 53-61. Frankfurt: Suhrkamp 1978, S. 53.
- 5 Immanuel Kant, ebd.
- 6 Eva Steinherr: Kommt Erziehung mit relativen Normen aus? In: Pädagogische Rundschau 4/2013, S. 421-440, S. 424 (nach Klaus A. Schneewind: Freiheit in Grenzen. Begründung eines integrativen Medienkonzepts zur Stärkung elterlicher Erziehungskompetenzen, 2012. http://www.achim-schad.de/mediapool/86/864596/data/F-i-G_Medienkonzept.pdf. [30.03.2015]).
- 7 Hannah Arendt: Vita Activa oder Vom tätigen Leben. München: Piper 1981 [Orig. 1958], S. 136.
- 8 Günther Anders: Die Antiquiertheit des Menschen, Erster Band. Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution. München: Beck 1956 (⁶1983), S. 32.
- 9 Frank Schirrmacher: Payback. München: Blessing 2009, S. 103.
- 10 Vgl. Anmerkung 8.
- 11 Robert Menasse: Permanente Revolution der Begriffe. Vorträge zur Kritik der Abklärung. Essay. Frankfurt: Suhrkamp 2010.
- 12 Harry Frankfurt: Bullshit. Frankfurt: Suhrkamp 2006, S. 71.
- 13 Frank Schirrmacher: Ego. Das Spiel des Lebens. München: Blessing 2013, S. 242.
- 14 Hannah Arendt, a.a.O., S. 141.
- 15 Eugène Ionesco: Argumente und Argumente. Schriften zum Theater. Neuwied: Luchterhand, S. 145. Zit. nach Nuccio Ordine: Von der Nützlichkeit des Unnützen. München: Graf 2014, S. 112.
- 16 Mathias Binswanger: Sinnlose Wettbewerbe. Warum wir immer mehr Unsinn produzieren. Freiburg: Herder 2010, S. 56.

- 17 Benannt nach dem gleichnamigen Buch von Horst Siebert: Der Kobra-Effekt. Wie man Irrwege der Wirtschaftspolitik vermeidet. München: Piper 2003.
- 18 Friedrich Nietzsche: Über Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne (Orig. 1873). In: Friedrich Nietzsche, Unzeitgemässe Betrachtungen. Stuttgart: Kröner 1964, S. 603-622, S. 607.
- 19 Friedrich Nietzsche, ebd.
- 20 Nachdem Pjotr A. Kropotkin bereits 1902 in einem Buch, das rasch in Vergessenheit geriet (Gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt, Neuaufl. Grafenau: Trotzdem 1993), auf die Bedeutung der Solidarität im Tierreich aufmerksam gemacht hat, wird die Rolle der Kooperation in der Evolution erst seit Kurzem wieder neu entdeckt. Joachim Bauer etwa nimmt an, „dass bereits am Beginn des Lebens die *Kooperation* von Molekülen gestanden haben muss“ (Joachim Bauer: Prinzip Menschlichkeit. Warum wir von Natur aus kooperieren. Hamburg: Hoffmann und Campe 2006, S. 138). „Gene bzw. Genome folgen drei biologischen Grundprinzipien (...): Kooperativität, Kommunikation und Kreativität“ (Ders.: Das kooperative Gen. Evolution als kreativer Prozess. München: Heyne 2010, S. 17). Mit dem Buchtitel „Das kooperative Gen“ wendet sich Bauer gegen Richard Dawkins' Bestseller „Das egoistische Gen“ („The Selfish Gene“, 1976). Interessanterweise kritisiert selbst Edward O. Wilson, der als Begründer der Soziobiologie gilt, in seinem jüngsten Buch (Die soziale Eroberung der Erde. Eine biologische Geschichte des Menschen. München: Beck 2013, S. 174) die Metapher des „egoistischen Gens“ und korrigiert eigene frühere Annahmen.
- 21 Mathias Binswanger, a.a.O., S. 171.
- 22 Mathias Binswanger, a.a.O., S. 178.
- 23 Jochen Krautz: Ökonomismus in der Bildung: Menschenbilder, Reformstrategien, Akteure. In: Gymnasium in Niedersachsen 1/2013, S. 12-21, S. 15.
- 24 zit. nach Peter Wex: Das leere Versprechen der Kompetenzenprüfung FAZ 3.10.2012, Feuilleton.
- 25 Peter Wex, ebd.
- 26 Frank McCourt. Interview in der Zeitschrift Emotion, Dezember 2006. Zit. nach: Joachim Bauer: Lob der Schule. München: Heyne 2008, S. 54.
- 27 Anke Hanft (Hrsg.): Grundbegriffe des Hochschulmanagements. Neuwied: Luchterhand 2001, S. 21-25.
- 28 Mathias Binswanger, a.a.O., S. 78.
- 29 Jochen Krautz, a.a.O., S. 15.
- 30 Jochen Krautz, ebd.
- 31 Jochen Krautz, ebd.

